

BILD DES MONATS

Altes Gemeindehaus restauriert

Fonds der deutschen Bundesländer ermöglicht Wiederaufbau

Haifa war die erste Kolonie der Templer, und dies war das erste Gebäude, das sie 1869 in Palästina errichtet hatten. Sie wollten Gemeinden gründen, deshalb erhielt auch der Bau eines Gemeindehauses die oberste Priorität. Nun ist dieses Bauwerk nach vielen Jahren des Zerfalls und der Verwahrlosung in alter Gestalt wieder hergerichtet worden. Manche alten »Haifaner« unter uns – und sicher auch andere – werden diese Nachricht mit Freude vernehmen.

Bei der Neueröffnung in Haifa waren als Vertreter von TGD/TSA Ludwig Beilharz, Dieter Lange und Jörg Struve anwesend. Wir veröffentlichen nachstehend einen Bericht darüber. Wer mehr über die Entstehung der Tempelkolonie Haifa und sein Gemeindehaus erfahren möchte, sei auf das Buch von Prof. Alex Carmel »Die Siedlungen der württembergischen Templer in Palästina 1868-1918« verwiesen, das vor kurzem in 3. Auflage erschienen ist und derzeit das einzige über den Buchhandel erhältliche Geschichtswerk der Templer darstellt.

Ein Denkmal für die Templer-Pioniere

Eröffnung des Haifaner Gemeindehauses als Museum und Begegnungsstätte • Ludwig Beilharz

Der Termin war schon länger für irgendwann im Herbst oder zum Jahresende ins Auge gefaßt worden. Die Information über den tatsächlichen Termin, nämlich Montag, 13. November, kam dann überraschend kurzfristig, und entsprechend spontan entschloß ich mich auch zu einem Besuch in Haifa. Trotz der schwierigen politischen Lage war der Flug Frankfurt-Tel Aviv am Samstag bis auf den letzten Platz belegt. In Tel Aviv erwartete mich noch strahlendes Sommerwetter, welches auch bis zum Rückflug am darauffolgenden Dienstag anhielt.

Erst das zweite Mal in meinem Leben in Israel, überraschte mich auf der Strecke Tel Aviv-Haifa der schnelle Dunkelheitseinbruch und ein äußerst dichter Verkehr, wie ich ihn am »Sabbat-Abend« nicht erwartet hätte.

Am Sonntag traf ich im Keller-Haus mit Heidi Janz und Mann zusammen (neu entdeckte Verwandtschaft und Nachkommen von Konsul Keller). Gemeinsam sammelten wir Eindrücke von der alten Koloniestraße, von dem vollständig restaurierten Gemeindehaus und suchten dann auf dem Friedhof nach den Gräbern unserer Vorfahren. Allein durchstreifte ich dann noch ausgiebig die Straßen der Kolonie. Überrascht hat mich wieder die orientalische Gastfreundschaft, als ich in der Beilharz-Straße mit einem Araber

ins Gespräch gekommen bin, und mit welchem Selbstverständnis dieser Mann mich als Fremden sofort in sein Haus eingeladen hat.

Am Montag war auf 18 Uhr die offizielle Eröffnung des Gemeindehauses angesetzt worden. Neben dem Gebäude hatte man ein Zelt mit ca. 300 Sitzplätzen gerichtet. Letzte Arbeiten mit Plazierung von Gedenktafeln am Gebäude wurden noch kurz vor der Eröffnung vorgenommen.

Bei der Vorbesichtigung traf ich auch noch auf Dr. Gunther Loytved, einen Nachkommen des Planverfassers des Gemeindehauses, Peter Loytved aus Beirut. Auch Jörg Struve und Dieter Lange standen plötzlich überraschend vor mir.

Im Gebäude ist ein Raum im Erdgeschoß den Templern gewidmet mit schwerpunktmäßiger Darstellung ihrer Geschichte in Wort und Bild, während im Gemeindesaal und im 1. Stock zeitgenössische Kunst aus Haifa ausgestellt wird.

Das Gebäude ist vom leitenden Architekten, Herrn Dagan Mochly, sorgfältigst restauriert und in einen hervorragenden Zustand gebracht worden. Von Herrn Mochly hörte ich viele Details hierzu, so mußte z.B. die Gebäudeaußenwand über Stahlspangen zusammengehalten werden. Die Decke über dem Gemeindesaal mit einer für

damalige Zeiten erstaunlichen Spannweite war an den Auflagern verrottet und mußte abgetragen werden. Die Konstruktion der neuen Decke wurde an die ursprüngliche Ausführung angelehnt. Schwierig waren wohl auch die Abstimmungen mit den Brandschutzauflagen und die Führung der verlangten Löschleitungen bis ins Dachgeschoß.

Insgesamt wurde meines Erachtens bei der Restaurierung mit viel Fingerspitzengefühl und Liebe zum Detail vorgegangen. So wird auch an einem Ausschnitt gezeigt, wie die alten Putzdecken auf Schilfrohruntergrund ausgeführt waren. Freude bei der Bauaufnahme hat wohl auch gemacht, daß auf dem Dachboden zwischen dem Schutt noch einige alte Schriftstücke, Fotos und Zeichnungen gefunden wurden, die dann zum Teil auch in der Ausstellung enthalten sind.

Zahlen über die investierten Gelder hörte ich abends bei den Vorträgen. Bis jetzt sind in die Wiederherstellung von Gebäuden und Straße der Kolonie 10 Millionen Dollar investiert worden, wovon der Staat Israel zwei Drittel und die Stadt Haifa ein Drittel getragen haben. Weitere 4 Millionen Dollar mit demselben Verteilerschlüssel sind inzwischen bewilligt worden.

Das Gemeindehaus dagegen wurde mit Geldern der 16 deutschen Bundesländer finanziert (2 Millionen D-Mark). Die Zusage der Bundesländer vor zwei Jahren erfolgte anläßlich des 50jährigen Bestehens des Staates Israel. Das

Projekt »Gemeindehaus Templerkolonie Haifa« mußte sich dabei gegen 130 andere konkurrierende Projekte in Israel durchsetzen.

Der vorgesehene Beitrag der Tempelgesellschaft in Form der »Stiftung einer Glocke zum Gemeindehaus« wurde vom Oberbürgermeister der Stadt Haifa, Herrn Amram Mitzna, als bereits im Guß befindlich angekündigt (siehe auch »Warte« November 2000).

Noch immer als Ruine steht das Schulhaus da, welches der Planung nach auch in den Komplex der Begegnungsstätte einbezogen werden soll. Für die Sicherstellung der Finanzierung und damit auch der Fertigstellung dieses Teils hat Herr Scherf, Senatspräsident der Hansestadt Bremen, in seiner Rede engagiert bei den weiteren Partnerstädten Haifas, Düsseldorf und Mainz, geworben und gleichzeitig die Mitwirkung Bremens zugesagt.

Die Gesamtplanung des Museumsbereichs umfaßt außer dem Gemeinde- und Schulhaus als restaurierten Gebäuden noch einen modernen Verbindungsbau mit zukünftigem Haupteingang, Cafeteria, Archiv, Museums-Shop und sanitären Einrichtungen.

Ich meine, daß die Restaurierung der Kolonie, und damit das Aufrechterhalten des Gedenkens an unsere Vorfahren, ganz wesentlich auf dem unermüdelichen Engagement unseres Freundes Prof. Alex Carmel beruht. Er hat durch seine historischen Forschungen die Leistungen der Templer wieder ins Blickfeld gerückt. Die äußeren Zeichen

hierfür sind nun einmal außer unseren beiden Friedhöfen die noch erhaltenen Häuser der Kolonien mit ihrem Straßenbild.

Es ist Alex Carmel gelungen – trotz vorhandener Widerstände –, die Kolonien der Templer als etwas Erhaltenswertes den Menschen ins Bewußtsein zu rücken, und dies in besonderem Maß in Haifa. Auch für die finanziellen Beiträge aus Deutschland sind seine guten Kontakte zu maßgebenden Politikern und sein unermüdlicher Einsatz

hierfür ausschlaggebend gewesen.

In meinen Augen ist es dabei wesentlich, daß es gelungen ist, das Haifaner Gemeindehaus nicht nur als Gebäude zu erhalten, sondern es zu einem für die Öffentlichkeit zugänglichen kulturellen Zentrum zu machen. In diesem Sinne lauteten auch die Ausführungen von Herrn Scherf, der in seiner Eröffnungsansprache dieser Institution wünschte, daß es eine Begegnungsstätte für Christen, Juden und Araber werden möge.

BIBELTEXTE – NÄHER BETRACHTET

Feindschaft überwinden durch Freundlichkeit

»So sind wir nun Botschafter an Christi Statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!« (2. Kor. 5,20)

Nirgends sonst wird Paulus in einem Brief an die Gemeinde so persönlich wie im 2. Brief an die Korinther. Nur in diesem Sendschreiben gibt er seine innersten Gefühle und Beweggründe preis, schreibt über seine Stärken und Schwächen, Hoffnungen und Wünsche. Normalerweise machte er kein Aufhebens von seiner Person, warum jetzt?

Es hatte Streit gegeben. Bei seinem Besuch in Korinth war er persönlich angegriffen und beleidigt worden. Einflüsse von außen, durch etliche gegen Paulus intrigierende christliche Verkünder, hatten in der Gemeinde zu Unruhen und Mißstimmungen geführt. Nun gibt Paulus seiner Gemeinde klare Richtlinien an die Hand, wie er das Amt des Apostels verstanden wissen will

und woran der wahre Apostel zu erkennen ist. »Laßt euch versöhnen mit Gott!« ruft er ihnen zu.

Was bedeutet dieses Wort für mich? Dieses »Laßt euch versöhnen!« klingt wie ein Angebot. Das Angebot der Versöhnung kommt von Gott auf mich zu. Es ist meine freie Entscheidung, ob ich es annehmen will oder nicht. Ich sehe das Bild der Hand, die sich mir in Liebe und Fürsorge entgegenstreckt. Mit Jesus ist die Liebe zum höchsten Gebot – zur bedingungslosen Liebe – erhoben worden: »Siehe, das Alte ist vergangen, es ist alles neu geworden.« Das Sühnopfer des Alten Testaments gilt nicht mehr.

Will und kann ich diese so geforderte Liebe geben? Muß ich mich das über-

haupt fragen, wenn ich mich in der Liebe Gottes aufgehoben weiß? Seine Hand bleibt ausgestreckt, es liegt an mir, sie zu ergreifen.

Haben wir nicht alle den Wunsch, daß Jesu Lehre eines Tages in Erfüllung geht und alle Feindschaft und jeder Krieg durch Freundlichkeit überwunden wird und zum Frieden führt? Damit dies geschehen kann, muß ich bei mir anfangen und bei Streitigkeiten erst mich selbst prüfen und mir über meine eigenen Gefühle und Beweggründe klar werden. Wie wichtig nehme ich mich doch selbst, bin geltungssüchtig,

empfindlich und leicht verletzt.

Wenn ich mir dies, liebevoll zu mir selbst, mit einem leichten Lächeln eingestehen kann, ist der Sprung über den eigenen Schatten nicht mehr ganz so schwer. Die Versöhnung mit meinem Gegenüber fällt dann leichter. Das heißt nicht, daß nicht mehr gestritten werden darf und alle ungunen Vorkommnisse unter den Teppich gekehrt werden sollen. Streitkultur ist nötig in gegenseitiger Achtung und Liebe, aber meine Hand sollte zur Versöhnung ausgestreckt sein.

Monika Tietz

Das Reich Gottes war der Hauptinhalt von Jesu Botschaft. Es bedeutet eine Vervollkommnung des Menschen und der Welt, eine vertrauensvollere Beziehung der Menschen zu Gott und untereinander. Es schließt die irdische Realität ein, aber es erschöpft sich nicht darin.

Wir verstehen unter diesem Reich nicht einen plötzlichen Umbruch am Ende der Zeit, sondern ein allmähliches Wachsen, an dem wir mitwirken sollen und dürfen. Es ist ein fortdauernder Prozeß, dessen Ziel und Ende für unser begrenztes Erkennen nicht vorstellbar ist. Wesentlich bleibt der göttliche Auftrag, nach dieser Vervollkommnung zu streben. (Aus der »Gemeinsamen Glaubenserklärung« der Templer)

Die »Entfeindungs liebe«

Gedanken um den Wert von Bergpredigtworten • Peter Lange

Über die Worte der Bergpredigt könnte man tage- und monatelang nachdenken und mit anderen diskutieren, so viel Anlaß geben sie zu innerer Auseinandersetzung, vielleicht auch zu Widerspruch und zu Protest. Es gibt zahlreiche Menschen, die der Ansicht sind, daß das Programm, das der Wander-

prediger Jesus von Nazareth hier herausgegeben hat, utopisch sei. Nie und nimmer könne man diese hochgestellten Forderungen erfüllen.

Und es gibt andere Leute, die meinen, die Anweisungen seien damals nur dem engeren Jüngerkreis zur Befolgung erteilt worden, es sei nicht daran

gedacht gewesen, sie auf die Allgemeinheit anzuwenden. Sie seien keinesfalls im öffentlichen Leben, sondern höchstens im privaten Verhältnis der Menschen zueinander erfüllbar.

Schon diese wenigen Bemerkungen zeigen, daß es dieser Ausschnitt aus der biblischen Überlieferung in sich hat, daß die Leser der Bergpredigt unterschiedlich damit umgehen. Das hat sich auch im Lauf der Geschichte des Christentums deutlich gezeigt. Die einen haben sie als Utopie abgelehnt oder gemeint, man könne etwas, das vor 2000 Jahren gesprochen wurde, nicht auf spätere Verhältnisse anwenden. Die anderen waren der Ansicht, Jesus habe den Menschen nur zeigen wollen, wie weit sie hinter dem zurückbleiben, was Gott von ihnen fordert. Sie sollten erkennen, wie erlösungsbedürftig sie im Grunde seien, und sich täglich an die Brust schlagen.

Aber es gab auch solche, die sich zu den Geboten bekannten und sich in geschlossenen Gemeinschaften abmühten, möglichst auch jedes der Bergpredigt-Worte in die Tat umzusetzen. Sie sagten zu sich selbst: Dies alles mußt du tun, damit du selig wirst, billiger ist die Seligkeit nicht zu haben. Und sie achteten peinlich genau darauf, daß auch jeder in der Gemeinschaft sich an die Regeln hielt. Und gerade das war vielleicht etwas, was Jesus nicht wollte, daß nämlich seine Lehre wieder zu einer Gesetzesfrömmigkeit wird. Diese Gesetzesfrömmigkeit ohne eine damit verbundene Liebesgesinnung hatte er

ja bei den Pharisäern heftig angeprangert.

Und wie halten wir es mit der Bergpredigt? wäre jetzt meine nächste Frage. Wie ist unsere Einstellung dazu? Ist es uns gleichgültig, was da im 5., 6. und 7. Kapitel des Matthäusevangeliums steht, oder berühren diese Worte aus einer längst vergangenen Zeit auch unser Leben? Können wir etwa die Aufforderung zu gewaltlosem Widerstand und zur Feindesliebe so einfach von uns wegschieben, nur weil sie aus einer bestimmten historischen Situation heraus entstanden ist?

Ich denke, daß die Bergpredigt uns nicht unberührt lassen darf. Wir sind Tempel und Christen und verstehen uns als Nachfolger – im Sinne von Schüler – des Jesus von Nazareth. Wir wollen ihm in seiner Lehre nachfolgen, soweit wir sie in den vorhandenen Quellenschriften erkennen können. »Wir fragen nach dem nur, was Jesus gewollt« lautet eine Zeile aus dem Loungslied der Tempel.

Das bedeutet aber, daß wir auch wirklich danach fragen, was Jesus mit seinen Forderungen beabsichtigt hat. Gerade die Stellen in der Bergpredigt, in denen es mehrmals heißt: »Ihr wißt, daß zu den Alten gesagt ist ..., ich aber sage euch ...«, wollen uns auf Wichtiges hinweisen. Die alten Gebote, die Moses am Sinai empfangen hatte, werden von Jesus nicht etwa gestrichen und durch neue ersetzt, sondern sie werden durch ihn verstärkt. Er erweitert sie, und er geht ihrem Sinn auf den

Grund. Nicht durch die wortwörtliche Befolgung erfüllen Menschen ein göttliches Gebot, sondern durch ihre Gesinnung. So kommt es nicht allein darauf an, daß ich andere Menschen nicht umbringe, sondern genauso, daß ich mit ihnen nicht in Streit und Feindschaft lebe. Es kommt nicht allein darauf an, keinen Meineid zu schwören, sondern überhaupt nicht zu schwören, denn die Gesinnung soll so sein, daß es des Schwures nicht bedarf.

Den Menschen der alttestamentlichen Zeit waren Regeln verordnet, und wer gegen sie verstieß, hatte Strafe verdient. Die Strafe war nach der Schwere des Verstoßes abgestuft und begrenzt. Wer dem anderen etwa einen Zahn ausgeschlagen hatte, dem durfte als Strafe auch nur ein Zahn, und nicht etwa das ganze Gesicht, zerschlagen werden. Die Strafordnung lautete dementsprechend: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Diese Abstufung gibt es aber für Jesus nicht mehr. Wer in irgendeiner Weise rachsüchtig handelt, weil er von jemandem mißhandelt worden ist, oder wer einen anderen bewußt verletzt, der bleibt die von ihm geforderte, alles entscheidende Gesinnung schuldig.

Jesus, der Menschenkenner, geht sogar noch ein Stück über ein Tötlichkeits-Verbot hinaus und sagt, daß der Geschlagene nicht nur nicht zurückschlagen darf, er soll darüber hinaus sogar noch seine andere Backe hinhalten. Warum denn das? Ist nicht mit einem solchen Verhalten der Aggressivi-

tät Tür und Tor geöffnet? Sollen wir denn allem Bösen gegenüber, das auf uns eindringt, völlig passiv bleiben? Wenn wir unseren Text genau lesen, werden wir feststellen, daß hier überhaupt nicht von Passivität die Rede ist. Der Angegriffene tut nämlich etwas – und zwar tut er es in einer provozierenden Weise: er hält die andere Backe hin.

Der andere erwartet ja, daß sein Gegner zurückschlägt, daß er sich zumindest wehrt. Darauf hat er sich eingestellt und vielleicht noch weitere Aktionen gegen ihn vorbereitet. Die gegenseitige Wut und Aggression würde sich dann aber immer weiter fortsetzen und steigern und vielleicht in einer körperlichen Verletzung oder einer dauerhaften Feindschaft enden. Durch das Hinhalten der anderen Backe wird die Aggressivität dagegen abgebaut. Das Nichtzurückschlagen verschafft dem anderen keine Befriedigung. Er wird die Auseinandersetzung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht fortsetzen, die aggressive Atmosphäre würde abgebaut, und vermieden wäre dadurch dauerhafter Schaden.

Ähnlich verhält es sich bei den anderen Weisungen: »Wenn jemand mit dir um dein Hemd prozessieren will, dann gib ihm noch die Jacke dazu. Und wenn einer dich zwingt, ein Stück weit mit ihm zu gehen, dann geht mit ihm doppelt so weit«. Es sind für den Anderen jeweils unerwartete Reaktionen, und sie bewirken, daß Feindseligkeit nicht auf-, sondern abgebaut wird. Jesus

meint damit nicht, daß wir die böartigen Handlungen Anderer billigen sollen, aber er möchte, daß das Böse durch uns nicht vermehrt, sondern vermindert wird. Jesus ist Realist: daß es in der Welt viel Schändliches und Niederträchtiges gibt, leugnet er keinesfalls, er will aber einen Weg aufzeigen, wie es überwunden werden kann – und überwunden werden muß, wenn Gottes Reich Wirklichkeit werden soll.

Kann man die Forderung nach dem Nichtzurückschlagen, dem Nichtheimzahlen, dem Verzicht auf ein Recht wirklich als utopisch bezeichnen? Sowohl in alter wie auch in neuerer Zeit gibt es genügend Beispiele, die zeigen, daß die Forderung realistisch ist, daß damit etwas gewonnen wird. Ein solches Beispiel aus alter Zeit wird von dem jüdischen Geschichtsschreiber Josephus Flavius aus dem Jahre 26 berichtet. Pilatus als römischer Statthalter in Palästina ließ damals Bilder des römischen Kaisers nach Jerusalem bringen. Der Kaiser sollte als Gott verehrt und sein Bild angebetet werden. Das stand aber dem Glauben der Juden diametral entgegen; für sie gab es nur einen Gott, und sie sollten keine anderen Götter neben ihm haben. Deshalb baten sie Pilatus, die Bilder entfernen zu lassen. Flavius berichtet:

»Als Pilatus sich weigerte, lagerten sie sich um sein Haus und blieben dort fünf Tage und fünf Nächte. Am sechsten Tag gab er seinen bewaffneten Soldaten den Befehl, die Juden zu umzingeln. Nachdem er ihnen erklärt hat-

te, er wolle sie töten lassen, falls sie das Bildnis des Kaisers nicht anerkennen würden, gab er den Soldaten das Zeichen, ihre Schwerter zu ziehen. Doch die Juden warfen sich, wie auf einen gemeinsamen Befehl, auf die Erde und boten ihren Nacken dar, alle bereit, lieber zu sterben, als das Gebot zu verletzen. Von diesem religiösen Eifer überwältigt, gab Pilatus den Befehl, die Bilder aus Jerusalem zu entfernen.«

Gewaltloser Widerstand war es auch in unserer jüngsten Vergangenheit, der das Regierungssystem der DDR zum Einsturz brachte. An diesem Beispiel sehen wir ebenfalls ganz deutlich, daß es keineswegs Passivität war, die zum schließlichen Erfolg führte, sondern äußerste Aktivität, wie z.B. Flucht in die ausländischen Botschaftsgebäude oder Teilnahme an Demonstrationen durch die Straßen der ostdeutschen Städte. Es wurde der Beweis erbracht, daß ein Umsturz, eine Änderung der Verhältnisse auch ohne Gewaltanwendung möglich ist.

In der Zeit des Bosnien-Krieges hörte ich vom Einsatz einer Frau in Österreich, die in ihrer Ortschaft Unterbringungsmöglichkeiten für geflüchtete Bosnier-Familien geschaffen hatte. Die Einwohner des Ortes begegneten ihren humanitären Aktionen mit feindseliger Haltung. Man fürchtete sich von einer Überfremdung durch Ausländer. Eines Tages wurde der Frau durch eine Briefbombe eine Hand verstümmelt. Befragt, ob sie nicht aufgeben wolle und ob sie Gegenmaßnahmen einleiten

oder polizeilichen Schutz haben wolle, antwortete sie: nein, sie werde ihre Arbeit fortsetzen; sie wolle auch gegen die Bomben-Versender nicht vorgehen, sondern sich ständig darum bemühen, daß diese ihren Irrtum erkennen und ihre Arbeit unterstützen würden.

Sind es also unerfüllbare Gebote, die da in der Bergpredigt stehen?

Zum Gebot der Feindesliebe gibt es noch einiges anzumerken. Da steht zunächst im Text (nach Luther) etwas, das gar nicht stimmt: »Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen.« Ein Gebot, seinen Feind zu hassen, gibt es im ganzen Alten Testament nicht, also kann es Jesus auch nicht zitiert haben. Möglicherweise ist dieser Satzteil eine Ergänzung, die gar nicht von Jesus stammt. Wahrscheinlich sollte das Gebot der Feindesliebe durch diesen Kontrast umso heller hervortreten.

Im Alten Testament stand allerdings die Liebe zu den Volksgenossen im Mittelpunkt der religiösen Gebote. Dagegen hatte aber Jesus etwas einzuwenden, wenn es bei ihm heißt: »Was ist denn schon Besonderes daran, wenn ihr nur zu euren Brüdern freundlich seid? Das tun auch die, die Gott nicht kennen« (also die Völker außerhalb des Judentums). Weitergedacht heißt das: Weil ihr aber Gott kennt, und zwar einen Gott, der seine segnenden Kräfte auf die ganze Schöpfung ausstrahlt, auf alle Menschen, habt ihr keinen Anlaß, euch anders zu euren Mitmenschen zu verhalten als er.

Was ist also Feindesliebe? Unser freichristlicher Freund Ulrich von Haselbach beschrieb sie mit diesen Worten: »Auch der Böseste, auch der Niederträchtigste, der Kälteste und Abgefeimteste ist unser Mitmensch. Daß wir solche Leute gernhaben, hat Jesus nicht verlangt. Aber daß wir auch ihnen gegenüber menschlich bleiben, daß wir sie nicht hassen, das verlangt er von uns.«

Und der jüdische Theologe Lapide, der sich eingehend mit dem Studium der Bergpredigtworte befaßt hat, sagt ergänzend: »Feindesliebe heißt bei Jesus viel mehr als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, indem man den Feind erträgt oder ihn durch Höflichkeiten vom Leibe hält, sondern es geht ihm um ein redliches Sichbemühen, ein Werben und ein Ringen um den Anderen, auf daß er sich ändere, seinen Haß aufgebe und zum Bruder werde.« Und er meint es so, wie wir es von der Frau aus Österreich gehört haben. Lapide hat dafür den Ausdruck »Entfeindungs-liebe« gebraucht.

Der Schweizer Theologe Leonhard Ragaz hat in der Frage, welchen Wert die Bergpredigtworte für uns haben, ein Hoffnungszeichen gesetzt, wenn er schrieb: »Die Bergpredigt wird wieder hervortreten. Immer stärker, immer stürmischer.« Laßt uns Templer dieser Hoffnung zustimmen. Laßt sie in unserem eigenen Leben Wirklichkeit werden. Dazu erbitten wir Gottes Hilfe und seinen Segen.
(aus einer Predigt am 7. Januar 1996)

WOHER TEMPLERFAMILIEN STAMMEN

Die Wagners von der Schwäbischen Alb

An der Straße von Reutlingen nach Sigmaringen, zwischen der Reutlinger- und der Zollernalb, liegt kurz vor der Einmündung der Seckach in die Lauchert die Ortschaft Mägerkingen. In diesem Dorf und in anderen der Umgebung (z.B. Undingen, Kohlstetten) fanden sich ehemals verbreitet pietistische Gemeinschaften vor, die in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts zu Keimzellen der »Jerusalemsfreunde« vom Kirschenhardthof wurden. Über die ersten Tempelgemeinden im Nordschwarzwald, dem anderen pietistischen Verbreitungsgebiet, sind von verschiedenen Autoren inzwischen ausführliche Beschreibungen erfolgt, über die »Hoffmannianer« auf der Schwäbischen Alb hingegen fehlen uns solche noch weitgehend.

Das verhältnismäßig kleine und damals ziemlich unbedeutende Mägerkingen spielt in unserer Templergeschichte insofern eine Rolle, als eine ganze Reihe von Familien von dort nach Palästina ausgewandert sind, so z.B. die Drehers, die Bezens, die Herrmanns, die Maders und die Wagners. Aus alten Dokumenten geht hervor, daß schon im Juli 1861, also einen Monat nach Gründung des »Deutschen Tempels« auf dem Kirschenhardthof, die ersten Mägerkinger Bürger ihren Austritt aus der Landeskirche erklärt haben. In ausführlichen Schriften hielten sie fest, was dieser »Tempel« sei

und weshalb sie sich für ihn entschlossen hatten. Ein »Verzeichniß der Mitglieder der Secte der Jerusalemsfreunde od. des Tempels in Mägerkingen« weist aus, daß sich im Jahr 1868 schon 44 Einwohner zu der neuen Bewegung bekannten. Zu ihrem Ältesten hatten sie J.Fr. Bez gewählt, »der auch die heiligen Handlungen zu verrichten habe«.

An was mag es gelegen haben, daß sich in diesem Dorf so viele den religiösen Ideen von Hoffmann, Hardegg und Paulus zuwandten? In einer kleinen Heimatschrift von Mägerkingen aus dem Jahr 1980 lesen wir, daß aus der Gastwirtschaft des »Hans-Marte« Mader im Lauf der Zeit »eine vielbesuchte Brüderherberge« geworden sei. Anscheinend machten die Mitglieder der Brüdergemeinde Korntal hier gern Zwischenstation, wenn sie nach Wilhelmsdorf reisten oder von dort zurückkamen. Hier gab es gastliche Aufnahme und regen geistlichen Gedankenaustausch. Auf diese Weise ist dann wohl auch die Kunde von den »abtrünnigen Brüdern« des Kirschenhardthofs verbreitet worden, und diese haben die bestehenden Verbindungen für ihre templerischen Werbezwecke genutzt.

Abgesehen davon muß aber bei den Einwohnern Mägerkingens auch eine starke Unzufriedenheit mit ihrer Kirche geherrscht haben. Aus einem Brief des Philipp Dreher an das »Königliche evangelische Pfarramt Mägerkingen«

vom 2. Dezember 1861 geht hervor, daß »der traurige gottentfremdete Zustand der Kirche es ihm nicht mehr erlaube, länger Glied derselben zu bleiben« und er »eine sichere Zufluchtsstätte vor dem Gericht suche, das unfehlbar über die Kirche um ihres feindlichen Verhaltens den Befehlen Jesu Christi gegenüber losbrechen werde«. Wir müssen diesen frühen Templern einen tiefen Ernst bescheinigen, der ihr Leben bestimmt hat. Es sollte auch für uns heute die Frage bestehen bleiben, die sich die ersten Jerusalemsfreunde so eindringlich gestellt haben, die Frage: Was gilt mir Gottes Wille im Alltag?

Unter denen, die als erste in Mägerkingen dem Tempel beigetreten waren, befanden sich der im Jahr 1823 geborene Schlosser Wilhelm Wagner. Sein Sohn Georg (Jahrgang 1857) erzählt von ihm, daß er »ein tiefreligiöser, frommer Mann« gewesen sei, »dabei aber strebsam und fortschrittlich gesinnt«. Georg sagt in seinen Erinnerungen, auch er sei mit ganzer Seele in seinem religiösen Empfinden bei den Jerusalemsfreunden gewesen, »obwohl wir Kinder uns oft verspotten lassen mußten, weil wir nicht mit der Masse gingen. Die Idee und das Ziel der Tempelgesellschaft hatten für mich und andere junge Leute große Anziehungskraft. An dem Streben der Tempelgesellschaft nach der Herstellung des Reiches Gottes auf Erden habe ich mich mein ganzes Leben hindurch zu beteiligen versucht, und es hat mir geistigen Gewinn und Förderung gegeben.«

Es war eine große Familie, die der Schlosser Wagners. Georg war das siebte von 17 Geschwistern, von denen allerdings einige schon im Kindesalter starben. Der kleine Handwerksbetrieb und ein wenig Landwirtschaft nebenher brachten für eine solch große Kinderschar nicht genügend ein, und die Familie mußte mit großen Entbehrungen leben. Da lag es auf der Hand, daß sich die Heranwachsenden, sobald sie eine gewisse Selbständigkeit erlangt hatten, auf eigene Beine stellten und in die Fremde zogen.

Der junge Georg war mit 14 bei seinem Vater in die Schlosserlehre eingetreten und wollte nach deren Abschluß woanders ein Weiterkommen suchen. Da hörte sein Vater von der Schlosserwerkstatt, die ein anderer Jerusalemsfreund, Paul Aberle, inzwischen in Jerusalem eröffnet hatte. Mit Reisegeld, das man sich von einem Mägerkinger Freund geliehen hatte, wurde Georg Wagner im Spätjahr 1873 nach Palästina geschickt. Er war damals erst 16, und sein Leben sollte mit dieser Reise eine ganz besondere Wende nehmen.

Nach weiterer handwerklicher Ausbildung in Jerusalem und anschließender beruflicher Tätigkeit in Ägypten, bei der er auch neue Erfindungen wie Dampfmaschinen, Pumpwerke, Baumwollentkernungsmaschinen und Pressen kennenlernen konnte, führte sein Lebensweg ihn nach Jaffa. Dort hatte sein älterer Bruder Wilhelm 1889 eine mechanische Werkstätte für Reparaturen und Neuanfertigungen eröffnet.

Das Geschäft ging gut, und es mußte ein weiterer Fachmann eingestellt werden. So wurde Georg gefragt, ob er als Teilhaber einsteigen wolle, und er sagte zu. Sein bisheriger Arbeitgeber war über sein Ausscheiden sehr unglücklich. Georg sagte ihm, er würde doch sicher einen tüchtigen Ersatz finden, worauf dieser antwortete: »Ja sicher, aber keinen Wagner.«

Das junge Unternehmen florierte, und Georg ließ jetzt auch seine Eltern aus Mägerkingen nach Jaffa kommen, wo sie in seinem Haus wohnen konnten. Leider hat der Vater die Errungenschaften seiner Söhne nicht lange miterleben dürfen, denn mit seinem Tod 1893 wurde die Gräberreihe der Erwachsenen auf dem neuen Friedhof der Templer von Saron und Jaffa eingeleitet. Ein Töchterchen von Georg und seiner Ehefrau Wilhelmine Bätzner war dort schon im Jahr davor begraben worden. Und damit nicht genug, eine Malariafieber-Welle erfaßte im gleichen Jahr auch Georgs Bruder Wilhelm und führte zu seinem Tod.

Wenige Jahre später kam ein weiterer Bruder, Adolf Wagner, der in einer Gießerei gelernt hatte, von Deutschland nach Jaffa. Er trat in die mechanische Werkstätte als Fachkraft ein. Inzwischen waren im Betrieb drei Arbeiter und zwei Lehrlinge beschäftigt, alle in Kost und Logis bei Georg und Wilhelmine – eine schwere Aufgabe für die Hausfrau und Mutter von vier Kindern. Doch die Mühen hatten sich gelohnt: aus der anfänglich kleinen Werkstätte

entstand im Lauf einer kürzeren Zeit die bedeutende Maschinenfabrik und Gießerei der Gebrüder Wagner. Doch lassen wir Georg Wagner selbst darüber berichten:

»Von Anfang meiner Tätigkeit in Jaffa an hatte ich erkannt, daß eine Verbesserung und Modernisierung der Bewässerungsanlagen für die Orangengärten ein dringendes Bedürfnis war. Dampfkraft, bis dahin die einzige bekannte Kraftquelle, kam nicht in Frage. Solide Schöpfwerke mit Tierbetrieb kamen auch sehr teuer. Zaghaft begannen einige Versuche mit Petrolmotoren. Der erste gelungene Versuch war eine Pumpanlage mit Petrolmotor in der Kolonie Bir Salem des Syrischen Waisenhauses. Im Sommer 1896 stellte ich ein ähnliches Werk im Garten der russischen Mission in Jaffa auf. Die Anlage wurde von der Motorenfabrik Deutz geliefert. Einige weitere Anlagen wurden 1897 und 1898 aufgestellt.

Alles, was im Lande mit Maschinen betrieben wurde, kam jetzt mit unserem Betrieb in Berührung und lieferte uns Arbeit. Eine ähnliche Werkstätte hatte sich unter ihrem Gründer Leon Stein entwickelt. Beide Firmen zusammen können sagen, daß der Aufschwung des Orangenanbaus und die Entwicklung des Maschinenwesens in Palästina ihr ureigenstes Verdienst ist.

Dazu kam noch die Wasserversorgung verschiedener Städte. Eine der ersten war Tul-Karem, wo 1904 ein Pumpwerk in einem 70 Meter tiefen Brunnen aufgestellt wurde. Es folgten

Ramleh, Lydda, Gaza und auch größere Dörfer. So viele Getreidemühlen wurden erstellt, daß das poetisch besungene 'Mahlen der Frauen auf dem Lande' ganz aufgehört hatte. Die Ölmühlen und Ölpresen ermöglichten eine weit größere Ausbeute an Olivenöl.«

Es kam der unselige Erste Weltkrieg, der für die Templer von Jaffa nicht nur die Deportation und Internierung in Ägypten mit sich brachte, sondern für die Familie Georg Wagner auch unendliche Trauer: drei ihrer Söhne, der jüngste im Alter von erst 20 Jahren, mußten ihr Leben in den Kämpfen in Flandern und Frankreich lassen. Nur ein Sohn, Georg jun., überlebte den Krieg und war in der Lage, in die Wiederaufbauarbeit der Fabrik, die zwischendurch auch durch französische Kriegsschiffe beschossen worden war, einzusteigen. Georg jun. wurde 1921 ein weiterer Teilhaber der Firma, sein Vetter Gottlieb der vierte.

Als 1932 ein Glückwunsch-Beitrag zu Georg Wagners 75. Geburtstag erschien, war zu lesen, daß die Maschinenfabrik und Eisengießerei Gebrüder Wagner jetzt ungefähr 100 Angestellte und Arbeiter beschäftigte und sich im ganzen Land des besten Rufs erfreute. »Seit langem bietet sie vielen Kolonisten von Jaffa-Walhalla und Sarona Arbeit und Brot. Neben den Vätern stehen in ihr heute schon die Söhne. Und man kann füglich behaupten, daß ohne dieses Unternehmen die Entwicklung der erwähnten Kolonien viel langsamer und schwieriger gewesen wäre.«

Des weiteren ist zu lesen, daß das Verhältnis zwischen dem Seniorchef Georg Wagner und den Werksangehörigen alles andere als »fabrikmäßig« gewesen war. Mit vielen sei er auf »Du« gestanden, die anderen würden ihn als einen wohlwollenden Meister und als väterlichen Freund verehren und lieben. Er hat es auch nie an besonderen sozialen Leistungen für seine Angestellten fehlen lassen. Ein besonderes Licht auf seine Persönlichkeit und auf seinen Charakter wirft ein Satz aus den Lebenserinnerungen von C. Schwarz, der längere Zeit bei Gebr. Wagner gearbeitet hat: »In meinem ganzen Leben begegnete ich keinem Menschen, der so sehr wie Georg Wagner meine Hochachtung und Wertschätzung verdiente. Trotz aller geschäftlichen Erfolge blieb er immer der einfache, bescheidene Mann, wurde nie überheblich und bewahrte sich ein warmes mitfühlendes Herz für seine Leute und seine Umgebung. Erwähnenswert ist noch, daß er bereits um 1900 herum in großzügiger Weise seine Leute am Reingewinn beteiligte, ohne von irgendeiner Seite dazu genötigt worden zu sein.«

Neben seinen Aufgaben als Familienoberhaupt und als Fabrikherr hatte Georg Wagner auch Verantwortung in der Gemeinde übernommen. Sein schon aus der Jugendzeit stammender Einsatzwille für die Sache des Tempels führte dazu, daß er Vorsteher der Tempelgemeinde in Jaffa wurde und auch einen Sitz im Jerusalemer Tempelrat bekam. Immer wieder gehörte er zu de-

nen, die bestehende Mißstände zu beiseitigen suchten und Not lindern halfen. Sein besonderes Augenmerk galt der Fürsorge der Jugend und der Witwen und Waisen. Er und Pastor von Rabenau waren die führenden Personen, die 1913 den Zusammenschluß der bis dahin getrennten deutschen Schulen, der Tempelschule und der evangelische Schule, vollzogen haben. Erst im hohen Alter von 79 Jahren zog er sich aus den Pflichten des Gemeindevorstanheramtes zurück.

1940 ist Georg Wagner aus Mägerkingen in Jaffa gestorben, seine Ehefrau 1943 in Wilhelma. Als eine Folge des Zweiten Weltkriegs ging das mit zähem Fleiß und großem Einfallsreich-

tum aufgebaute Werk der Wagners in Jaffa verloren. Die Wagners-Nachkommen wurden in alle Welt verstreut. Die meisten von ihnen leben heute in Australien. Eine Enkelin des Firmengründers, unsere unvergessene Liselotte Thaler, war Mitglied unserer Tempelgemeinde in Stuttgart. Liselottes Enkeltochter soll in diesem Jahr in unserer Gemeinde konfirmiert werden. Vielleicht wird sie dabei an die Vorfahren aus Mägerkingen denken, die damals wegen ihrer Loslösung von der Kirche einen längeren Weg zum Konfirmandenunterricht in Kauf nehmen mußten. In den Akten heißt es über sie: »Konfirmiert von Bauer Bulach in Undingen«.
Peter Lange

Das All – eine Muschel

Ich sah einmal ein Kind
 – es wohnte weit im Binnenland –,
 das eine Muschel an das Ohr sich hielt,
 vor Neugier stumm; es horchte angestrengt.
 Und bald erhellte Freude sein Gesicht,
 denn aus den Windungen der Muschel kam
 ein leises Murmeln, das geheimnisvoll
 gemahnte an die alte Heimat »Meer«.
 Und ganz dieselbe Muschel ist das All
 dem Ohr des Glaubens; und ich zweifle nicht:
 empfangen hast du schon so manches Mal
 verbürgte Botschaft unsichtbaren Seins
 von Ebbe, Flut und ewig großer Kraft
 und inn'rem Frieden, der im Herzen wohnt.

(Gedicht von W. Wordsworth, 1770-1850,
 in deutsche Verse übertragen von Liselotte Thaler)